

(Nachdruck verboten.)

81]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Eckhoud.

Ganz anders wie die Donzen der Finanz und des Handels begeben sich die Makler. Geschmiegelt und gebügelt schwirren und känzeln sie herum, das Gold wie die Bienen zusammentragend.

Ruhiger und bedächtiger in erster, würdiger Kleidung bewegen sich die Spekulanten in Effekten, ein Päckchen Aktien in Zeitungspapier eingeschlagen, unter dem Arm und von Zeit zu Zeit den Rücken eines hilfsbereiten Kollegen als Schreibpult benutzend, um einen Schlussschein auszufüllen.

Im bequemen Hausanzug stehen die Kommissionshändler des Produktenmarktes und entnehmen ihren Taschen Muster von allerhand Kolonialartikeln. Hier hält der eine ein Pröbchen Zabakaffee einem zaudernden Käufer unter die Nase, dort preist ein anderer die Vorzüge seines Marylandtabaks und schwärmt einem Unglücklichen, der nur für ein Faß Verwendung hätte, die ganze Schiffsladung auf.

Schritt auf Schritt wechselt das Thema der Unterhaltung. Kollektivbesitzer eines Schiffes besprechen mit einem Exporteur die Einzelheiten des Frachtvertrages. Ein Auslandspekiteur radebrecht allerlei über Fakturen und Ladeschne. Hier bespricht man die technischen Fragen des Seerechts, das für Vergehen und Verbrechen sein eigenes Gesetzbuch hat, dort bellagt sich ein Rheder über die Schwindelmanöver seiner Kapitäne.

Mit der Mühe in der Hand bietet ein Vorsteher einer „Nation“, einem Viehimporteur seine Dienste an. Ein Steuerbeamter beschuldigt die „Daes“ einer „Nation“ unregelmäßiger Geschäftsführung und falscher Angaben, wofür dieser wieder die Speicherverwaltung verantwortlich macht.

An den hohen Pulken in der Vorhalle sind die Sensale emsig beschäftigt, die amtlichen Tageskurse festzustellen, die die Handelsredakteure der großen Zeitungen geschäftig in ihre Listen eintragen.

Baes, Boots- und Schaluppenführer mit sonnenbräunten Gesichtern und silbernen Ohrringen lungern an den Thüren herum. Sie wiegen sich in den Hüften und bringen in Erwartung eines Geschäftes die Zeit damit hin, zu rauchen, zu priemen und im weiten Bogen auszuknuden. Englische Kapitäne schimpfen und fluchen, als stünden sie auf der Kommandobrücke ihres Schiffes, zum großen Mißvergnügen einer in der Nähe stehenden Gruppe von jungen und alten Geden, die im besten Zuge sind, pikante Geschichten aus der chronique scandaleuse einander ins Ohr zu tuscheln, sich ihrer galanten Erfolge zu rühmen, alten Komptoirklatsch aufzuwärmen und für den Abend Dispositionen zu treffen.

„Mit ihrem ewigen „Gott verdamme mich!“ könnten sie Gott einen Heiligen verdammen lassen!“ verkündet der geistreichste der beiden Saint-Jardier's beim Beggehen mit einem Blick auf die englischen Seebären. Sein Bruder ist nicht minder stolz wie der Erfinder des tief sinnigen Wortspiels. Kaum daß die beiden sich entfernt haben, beginnt das Getuschel aufs neue.

„Ihre lieben Weibchen sind wohl auf und sind nach Kräften bemüht, ihre Gatten zum Gespött der Welt zu machen. Athanase braucht Gaston nicht zu beneiden, sie gleichen sich mehr als je, und es kann sich nur darum handeln, wer von beiden die größeren Hörner trägt. Nennen Sie Cora's letzten Günstling?“

„Unsern großen Friedrich Barbarossa!“

„Nein, der ist schon wieder bei Seite gelegt. Das Richterbarett ist zur Zeit durch eine Offiziersmütze ersetzt worden!“

„Eine Offiziersmütze der belgischen Armee . . .“

„So etwas Nehmliches . . .“

„Das heißt also von der Bürgergarde? . . .“

„Seureka!“

„Verstehe ich nicht.“

„Unser braver Pascal kann kein Griechisch.“

„Was? Der griechische Konsul, van Dam? Ja, der steht ja gar nicht bei der Bürgergarde.“

„Oh, Pascal! Heilige Einfalt! Van Frans ist es, mein Gott!“

„Das ist die ganze Neuigkeit, die Sie uns mitzutheilen

haben?“ mischte sich de Zater, der stets Behandschulte, ins Gespräch. „Da kann ich Ihnen mit ganz anderen Ueberraschungen aufwarten! Die keusche Lucretia, die Unbezwingliche . . .“

„Nun?“

„Hat es ihren kleinen wilden Kousinen nachgemacht!“

„Und wer ist der Bevorzugte?“

„Der neue Socius ihres Herrn Gemahls, der Senor Vera Pinto, ein schwarzäugiger Seladon aus Patagonien, Fuegos oder Chile. Etwas Bestimmtes ist darüber nicht zu erfahren.“

„Was? Der dunkle Ehrenmann, mit dem Freddy Béjard die Auswanderungstransporte nach Argentinien unternimmt, und der ihm das Geschäft mit den Patronen angestellt hat? Meine Herren, eröffnet Ihnen dieses sonderbare Zusammentreffen nicht ganz neue Horizonte, wie man im Justizpalast zu sagen pflegt?“

„Du willst doch nicht im Ernst behaupten, daß die Frau im Einverständnis mit ihrem Gatten handelt? Nein, dazu leben sie viel zu schlecht miteinander!“

„Ach was! Das gemeinsame Interesse bringt es mit sich, daß man sich zur rechten Zeit wieder verträgt!“

„Nun, da ist ja die Ihnen drohende Gefahr auf allen Seiten wieder einmal beschworen, denn Sie wissen vermuthlich doch, daß Papa Dobouziez seinen Antheil an der Fabrik und sein Haus verkauft hat . . . Geda, Tolmoch, wie stehen denn die Montanverthe?“

„Was reden Sie denn da? Vater Dobouziez, dieser geriebene Junge mit seinem „Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen,“ sollte sich eines Béjard's wegen aufopfern? Unsinn!“

„Ja, wo haben Sie denn die Zeit über gesteckt? Auf der Werdebahn, am Hasen, in dem Bureau, überall spricht man heute nur von der Liquidation Dobouziez.“

„Daelmans-Deynze übernimmt die Fabrik. Vater Saint-Jardier zieht sich gleichfalls von der Kerzenfabrikation zurück. Er wendet dem Schwiegervater den Rücken, um sich mit dem Schwiegerjohn zusammenzuthun. Saint-Jardier tritt an Dupouilly's Stelle, der bei der Werbung von Auswanderern nicht schneidig genug vorging; er wird sich fortan mit der Befrachtung der Auswandererschiffe beschäftigen. Bei der Sache sind, wenn sie richtig angefaßt wird, Tausende und Abertausende zu gewinnen. Nächstens soll die „Sina“ mit einer Ladung von fünfshundert Köpfen in See gehen.“

„Statt Ebenholz handelt Béjard jetzt also mit Elfenbein“, witzelte de Zater.

„Uebrigens, de Maas, ich übernehme Ihre Konsols auf feste Rechnung.“

„Dobouziez hat sich bereit finden lassen, das Werk als Direktor weiter zu leiten. Er bekommt dafür, wie mir der Fabrikassirer versicherte, das Gehalt eines Ministers.“

Auf ein Wort, Herr de Zater! Was rathen Sie mir betreffs des Delabschlusses? Soll ich kaufen oder verkaufen?“

„Verkaufen? Herr du meine Güte! Wie unerfahren Sie noch sind, Lobiell! Telegraphiren Sie unverzüglich nach Marseille und kaufen Sie alles auf, was noch am Markte ist!“

„Also es bleibt dabei! Ich spedire mit dem „Seldmarschall“ zweihundert Säcke Java an Gebr. Brand in Hamburg und ertheile gleichzeitig meinem Kommissionsär den Auftrag, für die Valuta einen Posten Häute zu kaufen . . .“

„Meine Herren, ich habe die Ehre! Ihr Diener, de Zater . . . Sie sprachen eben von Dobouziez' übermenschlicher Aufopferungsfähigkeit . . .“

„Nein, daran glaub' ich nicht! Man treibt nicht die Hochherzigkeit bis zu diesem Grade!“

„Hochherzigkeit ist gut!“ sicherte Brullekens, der Sonderling, der sich täglich sein Taschengeld puken läßt. „Wir nennen es anders, was Fuchstopf?“

„'S is äben ä Original, ä Künstler, der gute Herr Daelmans-Deynze, dummes Zeug, lauter Schweinerei,“ Bettlerhoff alle miteinander!“

„Wie diese Deutschen doch stets den Nagel auf den Kopf treffen! . . . Aber, de Zater, um wieder auf die besagte Lucretia und ihren dunklen Ehrenmann zurückzukommen . . .“

„Ja, wie steht es eigentlich mit dieser Patronengeschichte?“

„Die Sache verhält sich meines Wissens folgendermaßen: Béjard hat soeben durch Vermittelung des Senor Vera Pinto, der auch zur Hälfte an dem Geschäft beteiligt ist, von einem chilenischen Diktator einen Posten von fünfzig Millionen Patronen gekauft, die durch die Neubewaffnung der dortigen Truppen unbrauchbar geworden waren. Allem Anschein nach hat das würdige Freundespaar diese zurückgesetzte Munition für ein Butterbrot erhalten. Béjard will den Vorrath hierher schaffen, die Patronen auseinandernehmen und Pulver, Zündhütchen, Blei und Kupfer einzeln verwerthen, ein Geschäft, aus dem er mehr als fünfhundert Prozent herauszuschlagen gedenkt.“

„Eine ganz geniale Idee!“ war das einstimmige Urtheil aller dieser Herren, deren ganzes Dichten und Trachten darauf hinausging, von heute auf morgen ein Vermögen zu gewinnen. Darauf wären sie, so einfach die Sache auch war, nie gekommen. Béjard mochte gut und gern ein Lump sein, aber ein Teufelsterl war's doch, und unter ihnen war keiner, der ihm hätte das Wasser reichen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Elektrizitäts-Werke.

Durch Edison's Erfindung der elektrischen Glühlampe wurde im Anfang des vorigen Jahrzehntes die allgemeine Einführung des elektrischen Lichtes ermöglicht. Bemmgleich bereits vordem die elektrische Bogenlampe vielfach Verwendung gefunden hatte, so war es doch erst nach der glücklichen Konstruktion einer in jeder Hinsicht brauchbaren Glühlampe möglich, die Energie der Dynamo-Maschinen für die Beleuchtung geschlossener Räume in vollem Umfange auszunutzen.

Im Jahre 1881 erwarb der jetzige Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, Herr C. Rathenau, die Erfinderrechte der Europäischen Edison-Gesellschaft für Deutschland. Zunächst wurde in Berlin eine Studiengesellschaft gegründet, die an verschiedenen kleineren Beleuchtungsanlagen Erfahrungen sammelte und die technischen Einrichtungen im einzelnen weiter durchbildete. Sodann wurden in der Buchdruckerei von B. Wüstenberg, im Gebäude des Union-Klubs in der Schadowstraße und später in der neben dem Klubgebäude befindlichen Ressource kleine Lichtanlagen ausgestellt.

Die gewonnenen günstigen Erfahrungen bewirkten, daß sich die „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität“ mit einem Aktienkapital von 5 000 000 Mark im Jahre 1883 bildete und zunächst eine größere Lichtversorgung in der Friedrichstraße 85 anlegte, aus der das Café Bauer, die Kaiserhallen und einige andere Wirtschaften und Läden die elektrische Energie bezogen.

Da die Gesellschaft für ihre Anlagen auf die Benutzung der Straßengelände der Stadt Berlin angewiesen war, so mußte sie mit der Gemeinde am 19. Februar 1884 einen Vertrag schließen, durch den ihr für das durch einen Kreis von 800 Meter Halbmesser, mit dem ehemaligen Fürstenhaus, Kurstraße 50—53, als Mittelpunkt, umgrenzte Gebiet der Stadt die Benutzung der Straßen zur Verlegung von Leitungen zur Fortführung elektrischer Ströme von einer oder mehreren Zentralfstationen aus gegen bestimmte Abgaben von den zu erzielenden Einnahmen gestattet wurde. Nachdem die Edison-Gesellschaft in die mit einem Kapital von 3 Millionen Mark neugegründete Aktiengesellschaft „Städtische Elektrizitätswerke“ am 8. Mai 1884 aufgegangen war, änderte sie später ihren Namen in „Berliner Elektrizitäts-Werke“ ab und erwarb zum Bau von Zentralfstationen die Grundstücke Margrafenstr. 44 und Mauerstr. 80. Die erste Zentrale wurde am 15. August 1885 mit der Verleuchtung des kgl. Schauspielhauses in Betrieb gesetzt. Schon im Dezember 1884 hatte bereits die Stadt eine wesentliche Erweiterung des Beleuchtungsgebietes genehmigt.

Am 31. August 1888 speisten die Berliner Elektrizitätswerke zum ersten Male die 104 Bogenlampen zur Beleuchtung des Pariser Platzes, der Straße Unter den Linden, des Opernplatzes, der Schloßbrücke, des Platzes am Lustgarten, der Kaiser Wilhelmsbrücke und der Kaiser Wilhelmsstraße.

Die bedeutende Vermehrung der Anschlüsse, die durch das Bedürfnis nach elektrischem Licht — also nicht durch irgend ein besonderes Verdienst der Elektrizitäts-Gesellschaft — hervorgerufen wurde, machte schon in den Jahren 1887 und 1888 eine Vergrößerung der Werke notwendig. Da trotzdem die Leistungen der Zentralen nicht mehr ausreichten, wurde die Errichtung zweier neuer Werke beschlossen, das eine für den Mittelpunkt Berlins an der Spandauerstraße, das andere für die Dorotheenstadt am Schiffbauerdamm. Am 25. August 1888 kam zwischen der Stadtgemeinde und den Berliner Elektrizitätswerken ein neuer Vertrag zu stande, durch den den letzteren ein bedeutend vergrößertes Gebiet für die Ausdehnung der elektrischen Stromvertheilung überlassen wurde. Die Leistungsfähigkeit der sämtlichen in diesen Vertrag einbezogenen Anlagen, welche bis 1892 fertiggestellt sein mußten, genügten zur Speisung von 200 000 Lampen à 16 Normalkerzen. Nach dem im Mai 1890 abermals erweiterten Vertrag wurden der Gesellschaft werthvolle Zugeständnisse bezüglich des Verlegens von Stromleitungen im Stadtgebiet gemacht und ihr die Verpflichtung auferlegt, weitere Zentralen, als die vier bereits vorhandenen, nicht zu errichten, so wie die Leistungsfähigkeit derselben nicht über 28 000 Pferdestärken zu

erhöhen. Auf Grund dieses Abkommens ist im Sommer 1893 das Thiergartenviertel mit Stromleitungsanlagen versehen und später in der Königin Augustastr. 36 eine Akkumulatoren-Unterstation angelegt worden.

Die Nachfrage nach elektrischer Energie ist dauernd gestiegen und hat denn auch eine ununterbrochene Vergrößerung der Anlagen erforderlich gemacht. Nicht nur zu Beleuchtungszwecken wird elektrische Energie bezogen, sondern auch zum Antrieb von Arbeitsmaschinen. Im Jahre 1897 wuchs die Zahl der seitens der Berliner Elektrizitätswerke installirten Motoren um 39,7 pCt. und ihre Leistung in Pferdestärken um 40,5 pCt., so daß die für Kraftszwecke nutzbar abgegebene Energie auf 5 833 077 Kilowatt-Stunden stieg. Hinsichtlich der Verwendungsweise der Motoren sieht das Buchdruckereigewerbe obenan, für welches 626 Kraftanlagen mit 2111 Pferdestärken in Betrieb sind; in zweiter Linie folgen die Motoren für Aufzüge: 547 mit 3260 Pferdestärken, sodann die für Metallbearbeitung: 384 mit 1451 Pferdestärken. Zu Ventilationszwecken dienen 341 Motoren mit 350 Pferdestärken. Im Anschluß daran sind zu erwähnen Motoren für Holzbearbeitung 158, Papierbearbeitung 110, Schleif- und Poliermaschinen 103, Fleischerbetrieb 94, Spül- und Waschmaschinen 41, Spulmaschinen 31, Tuchschneidemaschinen 31, Nähmaschinen 25, Galvanoplastik 20, Hutbügelmaschinen 16 und Lederbearbeitung 12.

Also nicht nur die Konsumenten des elektrischen Lichtes, sondern auch die Gewerbetreibenden, welche in so umfangreichem Maße elektrischer Kraft bedürftig sind, haben ein hohes Interesse daran, daß die Berliner Elektrizitätswerke in den Besitz der Stadt übergehen!

Bezüglich der technischen Einrichtungen wird in dem Streit, der in diesen Tagen wegen der Uebernahme der Elektrizitätswerke in städtische Regie lobt, von den Gegnern der Verstaatlichung besonders hervorgehoben, daß die Privatgesellschaft sich nicht nur ein großes Verdienst durch die fortgesetzte Verbesserung und Veränderung ihrer Anlagen erworben habe, sondern daß sie auch viel eher in der Lage sei, die eventuell in Zukunft noch möglichen Umwälzungen in der Elektrotechnik zu überwinden als die Stadtgemeinde. Gewiß muß die Thatsache anerkannt werden, daß die Einrichtungen in den Zentralfstationen gut und zweckmäßig sind, daß technische Schwierigkeiten mannigfacher Art häufig genug zu überwinden waren, — aber weßhalb anderes Unternehmen der Elektrotechnik hat nicht mit denselben ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen gehabt? Es ist doch selbstverständlich, daß sich jeder Betrieb, um rentabel zu bleiben, mit den besten technischen Einrichtungen versehen muß. Hat das die Privatgesellschaft gethan, so handelte sie in ihrem eigenen Interesse; jedes andere Unternehmen muß in gleicher Lage genau so handeln, also hätte auch ein städtischer Betrieb sich der Forderungen der Zeit anpassen müssen. — Ein besonderes Verdienst kann für die Leitung der Berliner Elektrizitätswerke in dieser Hinsicht nicht beansprucht werden. Die Stadtgemeinde Berlin besitzt bereits umfangreiche Betriebe anderer Art und hat in denselben infolge technischer Errungenschaften große Veränderungen vornehmen müssen, und da sollte ein städtisches Elektrizitäts-Werk nicht auf der Höhe der Zeit erhalten werden können? Davon kann im Ernst keine Rede sein; haben doch auch andere Städte gut eingerichtete und zweckmäßig geleitete Elektrizitätswerke.

Die geschichtliche und technische Entwicklung der Berliner Elektrizitäts-Werke bietet in keiner Hinsicht einen Anhalt für die Meinung, daß dieser Betrieb im Interesse der Allgemeinheit in Privat-händen bleiben müsse!

Wiederholt ist die Behauptung aufgestellt worden, eine städtische Verwaltung der Elektrizitätswerke würde das nötige schnelle Anpassen der technischen Einrichtungen den jeweiligen Errungenschaften auf diesem Gebiete hinderlich sein. Auch dieser Einwand ist nichtig. Ein städtischer Betrieb ist der Oeffentlichkeit viel mehr zugänglich als ein Privatbetrieb, und jede Einrichtung, die von der Gemeinde verwaltet wird, ist der öffentlichen Kritik in viel größerem Umfange unterworfen als ein Privatunternehmen. Vorläufig ist es gerade für jeden Fachmann Pflicht, mit allen Kräften für die Uebernahme der Elektrizitätswerke in städtische Regie einzutreten. Paßt sich dann die zukünftige technische Leitung in städtischen Diensten nicht den Neuerungen mit der nötigen Entschlossenheit an, dann ist es abermals Pflicht der Fachleute, ihre Bedenken und ihre Erfahrungen den Bürgern mitzutheilen — und in kurzer Zeit wird Abhilfe geschaffen sein. Mögen die Männer der Technik entschlossen die Verstaatlichung fördern; ist dieses Ziel erreicht, dann wird das den Kampf mit Anspannung aller Kräfte führende Proletariat nach wie vor dafür sorgen, daß jede beachtenswerthe Stimme in seiner Presse, in seinen Versammlungen und in seinen Organisationen zum Wort kommt!

Das Berliner Elektrizitätswerk ist ein Unternehmen, das gemeinnützigen Zwecken dienen soll; dieser Aufgabe kann es nur gerecht werden, wenn sein Nutzen keiner Privatgesellschaft mehr zugeht, sondern einzig und allein der Bürgerschaft gehört; und darum fordern wir: Uebernahme der Elektrizitätswerke in städtische Regie!

8.

Kleines Feuilleton.

— Die deutsche Tiefsee-Expedition ist am Bord des Hamburger Dampfers „Saldivia“ in diesen Tagen von Kapstadt weitergegangen. Ueber den bisherigen Verlauf der

Expedition hat der wissenschaftliche Leiter derselben, Professor Chun, dem Londoner Verleger Sir John Murray neuerdings einige Mittheilungen zugehen lassen, wonach der „Weser-Zeitung“ zufolge die bis jetzt gewonnenen Resultate für Naturforscher, besonders für Ozeanographen, von hohem Interesse sind. So wurden an den warmen und den kalten Stellen des Fawer Kanals bezw. südlich und nördlich vom Wpville Thomson Ridge in systematischer Folge Temperaturbeobachtungen gemacht und ebenso solche über das spezifische Gewicht des Wassers an der Oberfläche und in der Tiefe, ferner wurden Dichte, Färbung und Durchsichtigkeit, sowie die Richtung der Oberflächenströmungen beobachtet. Die meteorologischen Beobachtungen über Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit werden von vier zu vier Stunden (Tag und Nacht) aufgezeichnet, während im chemischen Laboratorium die chemische Zusammensetzung des Wassers in den verschiedenen Tiefenverhältnissen untersucht wurde. In einzelnen Grundproben sind ebenso wie in dem aus größeren Tiefen entnommenen Wasser verschiedene neue Arten von Gallerien gefunden worden. Auch das Tiefseeeis lieferte viel und interessantes Beobachtungsmaterial, so hat sich namentlich gezeigt, daß manche Fische und Schalthiere nicht, wie man bis jetzt annahm, auf dem Meeresboden leben, sondern in den mittleren Wasserschichten sich aufhalten, während die oberen Schichten bis 600 Meter unterhalb der Oberfläche sie nicht beherbergen. Neu aufgefunden sind u. a. prachtvolle Radiolarien, vielzellige Quallen, Ostrakoden in Kuhgröße, lebende gallertartige Seegurken, eigenthümliche Tintenfisch-Arten und große Pteropoden. Bei der Seines-Bank (Kanarische Inseln) wurden ebenfalls systematisch Temperaturbeobachtungen angestellt und Grundproben entnommen, während das Schlepptnetz reiche Ausbeute an Crinoiden und Hydroiden ergab. Damit ist die von dem nordamerikanischen Tiefseeforscher Alexander Agassiz begründete Lehre, daß das Meer nur bis 200 Meter unter der Oberfläche und 200 Meter über dem Boden Lebewesen beherberge, während die ausgedehnten dazwischen liegenden Wasserschichten unbewohnt seien, strikte widerlegt. Die Expedition ist von den Kanarischen Inseln nach dem Kap der guten Hoffnung gegangen, hat Kapstadt dieser Tage verlassen und wendet sich jetzt zunächst nach der Agulhas-Bank (vor dem Madellap), von wo aus sie sich in die antarktischen Regionen begeben will. Der Rückweg soll genommen werden über die Kolos- und Weihnachts-Inseln nach Sumatra, Ceylon, den Seychellen und Amirante, sowie Sansibar, von dort durch das Rothe Meer, den Suezkanal und das Mittelmeer nach Hamburg zurück, wo die Expedition etwa im Mai nächsten Jahres wieder eintreffen soll. —

Theater.

Im Lessing-Theater wurde am Sonnabend ein Wiener Stück, „Der Star“ von Hermann Vahr, zum ersten Male aufgeführt. Für uns in Berlin hat die Komödie des Heerführers vom literarischen Jungviere kaum einen größeren Werth, als den einer Kuriosität, weil ihre Voraussetzungen für das Leben Berlins nicht stimmen. Ein Stück wienerischer Geistesverfassung wird in der That durch Vahr's Komödie beleuchtet. Nicht so sehr durch die Vorgänge im Stücke selbst, als dadurch, wie sie Hermann Vahr aus seiner Umgebung heraus bewerthet. Trotz aller Kapaupolitiker schwärmt ein umfassender Theil der Wiener Gesellschaft immer noch fürs Theater, vielmehr für die Personen beim Theater. Darin gehen hauptsächlich die geistigen Interessen gewisser Kreise auf; das erzeugt die maßlosen Eitelkeiten und die Korruption unter den Künstlern vom Theater, wie es andererseits die gaffenden Bewunderer zu lächerlichen Hohlköpfen stempelt. Ein ironischer Kopf könnte daraus noch manche Münze prägen; und wirklich läßt sich zu Anfang die Komödie Vahr's wie eine lustige Satire an, in der mancher geistreiche Einfall aufsprüht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Vahr seinen ganzen Stoff ironisch sah; er ließ sich aber bald von den Interessen der Gesellschaft, in der er lebt, gefangen nehmen, oder er dachte: Ein bißchen zausen darf man die lieben Wiener, nur soll's nicht allzu weh thun. Seit Angenruben es im „Vierten Gebot“ that, hat niemand mehr der Kanailenhaftigkeit in Wien überhört die Zähne gezeigt. Die heutigen Karlweis geben nur überzuckerte und parfümirte Wahrheiten. Jedenfalls kommt dadurch, daß der wandlungsreiche Vahr plötzlich ernsthaft und sentimental wird, etwas Unaufrichtiges und künstlerisch Unreines in seine Komödie. Wo er witzig, ja geschäftig plaudert, hört man ihm gerne zu; wo er psychologisch vertiefen möchte, da wird sein Stück flach und geradezu uninteressant. Man kann, was Vahr ernst vorbringt, nicht ernst nehmen. Seine lächerlichen Bühnenhelden dürfen sich nicht wie die außergewöhnlichen Menschen spreizen; von ihnen ist es eine Unerblichkeit. Ich wenigstens empfand es so.

Der Star ist ein Frl. Ladinser, Schauspielerinnen mit 25000 Gulden Gage. Leider muß die Allverehrte ihren Ruhm theuer bezahlen. Mit jedem Preßbengel, Aushorcher und Schnüffler muß sie schön thun; idiotische Mäcene muß sie um sich dulden; reichgewordene Holz Händler und Bucherer dürfen sich bei ihr räkeln; und selbst ihren schüftigen Oberleaqueur umarmt und küßt sie und steht mit ihm auf dem Dug-Fuß. Das ist vielleicht selbst vom wienerischen Standpunkt aus karitativ. Jedenfalls kann man von einem Menschen mit gesunden Sinnen nicht verlangen, daß er vor solchem Lumpen-Künstlertum kniefällig sich verbeuge. Wer sich mit soviel Schmutz umgibt, besudelt sich eben auch innerlich, und wenn er vordem ein weißer Engel an Idealismus gewesen wäre. Die Ladinser wurde eben von

ihrem Grafen“ verlassen, da er sich standesgemäß verheirathen mußte; und da die „große Künstlerin“ Leere und Langeweile empfindet, so sehnt sie sich nach einem Glück, wie es ein Nähmadel empfindet oder eine Stallbirn, wenn der Halterbub heimkommt.

Kärntische Träumerei. Ein Star in Wien und verschwiegenes Liebesglück! Die Ladinser lernt wirklich einen dummen jungen Huben kennen, den Postbeamten Leopold Wifinger. Der Poldi ist wie ein unbeschriebenes Blatt; nur einen Frevel hat er begangen. Er schrieb ein Theaterstück, das mit Paulen und Trompeten durchfiel; dem Publikum, das vor 14 Tagen Halbe's „Groberer“ ähnlich durchräffeln ließ, machten die Anspielungen, die sich unwillkürlich ergaben, sehr vielen Spaß.

Die Ladinser angelst den reinen Thoren, den Poldi, für sich. Die Leute glauben, man kümmere sich nicht um ihre Liebe; und diese Liebe giebt den Gesprächsstoff „für die ganze Stadt“ ab. Man hat eben in dieser „ganzen Stadt“ nichts Besseres zu thun. Da beschließt Poldi, dem Gerede durch die Heirath ein Ende zu machen. Aber das Unflätige, das einen solchen Star umspielt, widert den jungen Wifinger an. Dafür muß er sich wie ein kleiner Philister abtanzen lassen, wie ein spießbürgerlicher Moralist, der die besondere Künstlermoral nie begreifen werde. Das hat man davon, wenn man nicht der Hanswurft des Stars sein will. Will man etwas Besseres sein als eine „ganze Stadt“? Eine Schauspielerinnen muß, wie der Mahdi ehemals, über die Rücken der Gläubigen schreiten können. Selbst naive Frechheit!

Die Iomöbiantische Göttin gab Frl. Groh. Kett und spielerisch-folett zu Anfang, später auf dem hohen tragischen Gaul mit feierlicher Würde. Herr Jarno (Leopold Wifinger) war weniger bei der Sache; er ersah zu gereist für die kindliche Rolle.

Dem Publikum gefiel der erste Akt am besten. Im zweiten Akt folgte man mit matterer Laune und nach der Abtanzen des kleinen Poldi durch die große Ladinser gab's wieder Leute, die lebhaft wurden. Das macht ihrem Gemüth mehr Ehre, als ihrem Kopfe. — —

—r. Im Ostend-Theater ist das Volksstück „Onkel Jonas“ von Oskar Klein als Novität aufgeführt worden. Onkel Jonas ist ein jüdischer Lotteriefollektor und Heirathsvermittler, in diesen Eigenschaften aber seltsamerweise ein merkwürdig weit zurückgebliebener Mensch. Er erinnert in seiner unsagbaren Anständigkeit beinahe an den alten Moses in Fritz Reuter's Eromännern und weist jede Interessengemeinschaft mit allen ehrlichen Seemännern entschieden zurück. Es ist ganz folgerichtig, daß ein so zartbehaartes Gemüth sich auch über eine leider Gottes begangene Jugendthorheit bittere Vorwürfe machen muß. Die Frucht der Jugendthorheit heißt Lucie, sie tritt im Varietés-Theater auf, ist aber in dem Klein'schen Stücke seltener Charaktererscheinungen ein wahrhaft tugendhaftes Weib. Onkel Jonas, der sich nun als Vater Jonas fühlt, erkennt dies und vergiebt Thranen der Glückseligkeit, als seine Tochter die Gattin eines ehrlichen Philisters wird. Selbstverständlich werden am Schlusse des Stückes auch noch diverse andere Herzensbindnisse geschlossen. Daß Nährpöffen mit deraartigem Inhalt bei uns Volksstücke genannt werden, möge das deutsche Volk, das ja so manches geduldig erträgt, ihren Verfassern verzeihen. Wir wollen nicht weiter über Inhalt und Aufbau richten, sondern nur noch der recht flotten Darstellern gedenken. Herr Weiß entwickelte in der Titelrolle viele seiner vorzüglichen Künstler-eigenschaften. Als Sourette leistete Fräulein Weiß leidliches, und auch die unermüdete Frau Lid bemühte sich in der für sie passenden Rolle einer Zimmervermieterin humorvoll zu Werke zu gehen. —

Musik.

Wo wir in den letzten Wochen mehrere Versuche erlebt hatten, die ältere Iomische Oper in Neuentwürfen wiederzuerwecken, dort wurde nun auch der Versuch gemacht, in dieser Gattung etwas Neues zu bringen. Am 12. d. M. wurde im Theater des Westens die dreitägige „Iomische Oper“ von Otto Lohse: „Der Prinz wider Willen“, zum ersten Mal aufgeführt. Für Berlin eine Neuheit. Vorangegangen waren Aufführungen an den Stadt-Theatern zu Köln, Strahburg und Hamburg. Der Komponist, als solcher vordem noch so gut wie unbekannt, als Kapellmeister geschätzt, leitete die Aufführung persönlich. Sie hatte einen sehr freundlichen Erfolg; der Komponist mußte bereits nach dem ersten Akt, später mehrmals hervortreten, und selbst auf offener Szene blieb uns das Hervorrufen von Darstellern und ihr Quittiren des Dankes leider nicht erspart. War dieser Erfolg größtentheils der hier leicht erzeugten animirten Stimmung des Publikums zuzuschreiben, so scheint er bei kritischeren Stimmen geringer zu sein: das Wort „Kapellmeistermusik“ droht auch diesem Werk zu schaden. Jedenfalls darf über die neue Oper das Urtheil nicht so bequem einheitlich gefaßt werden; sie enthält so grundverschiedene Qualitäten, daß man ihr ohne ein scharfes Auseinanderhalten dieses Verschiedenverthigen nicht gerecht werden kann.

Das Textbuch stammt von Rudolf Seuberlich, der sich bereits durch andere humoristische Arbeiten und als Uebersetzer aus dem Russischen bekannt gemacht hat. Es enthält einen schätzenswerthen Vorzug: glückliche Situationen, theils uelomischer, theils rührend anmuthiger Art, und durch sie allein dürfte der Erfolg bereits verbürgt sein. Im übrigen ist es von der simpelhaftesten Art der altgewohnten Opernlegte und ergeht sich in langweiligsten Dehnungen. Von der

Handlung ist kaum etwas zu erzählen. Der Prinz Henry des französischen Landes Vearn reist inognito, um nach dem Rechten zu sehen; da wird sein Offizier Contat mit ihm verwechselt und die Verwechslung durch die Fährnisse zweier Liebespaare hindurch weitergeführt, bis sie sich, nachdem auch ein lang gesuchtes und endlich gefundenes Testament vor den Händen eines Pfäffleins bekannter Art bewahrt worden ist, jubelnd kriegen. Festauszüge, auch mit einer Kindereschar, nächtliche Gartenabenteuer und dergleichen mehr füllen diesen Holzrahmen.

Es ist nun sehr charakteristisch zu sehen, wie die Musik in eben dem Maße leer ist, als ihr das Textbuch Leeres bietet, und an seinen glücklichen Situationen sich hinwider ziemlich hoch emporhebt. An wirklich heiterer, pridelnder Lyrik ist sie reich; melodisch im allgemeineren Sinn ist sie jedenfalls; und unter den verschiedenen „Nimmern“ finden sich mehrere hübsche Stücke, wie z. B. ein Spinnerlied, ein Terzett „Alte Sünder“, ein Sertett „Nun hab' ich selber mich belannt“ u. f. w., und die Brautchoire, ohne daß es jedoch, vielleicht die Schlußarie des Prinzen ausgenommen („Es klingt und singt“), so recht zu vollstimmlichen Melodien läme.

Als eine besonders beachtenswerthe Eigenthümlichkeit der Musik möchten wir die zahlreichen Duette erwähnen, die zwar, wie besonders das begrifflicher Weise sehr applaudirte im zweiten Akt: „Das Glück, das uns der Himmel spendet“, sehr viel Triviales leisten, jedoch dadurch nach einer Natürlichkeit der musikalischen Sprache streben, daß sie gewöhnlich auf eine kanonähnliche Weise die Personen nacheinander singen lassen. Schon der Vortheil der Deutlichkeit ist dabei nicht zu unterschätzen. Allerdings geht es auf die Dauer nicht ohne Eintönigkeit ab; sehr groß ist eben die schöpferische Kraft des Komponisten nicht. Die Deklamation im Sinne der Anpassung der Musik an den Text ist durchgehends recht natürlich und erhebt sich in manchen imigen wie auch drastischen Auseinandersetzungen zu trefflichen Wirkungen.

Das Orchester ist bescheiden behandelt, bietet aber manches sehr Anziehende, wie beispielsweise die Begleitung zu dem Zwiegespräch im letzten Akt („Weißt Du Nachts vor meinem Fenster“) und die später zum Hochzeitsreigen wiederkehrende Pizzicato-Einleitung zu diesem Akt, die da espo verlangt wurde. Die Einleitung zum zweiten Akt ist wie seine erste Hälfte ziemlich matt. Eine Ouverture fehlt. Im dritten Akt greift ein Harmonium ein, dessen Abstand von einer hier gemeinten Orgel allerdings fühlbar ist.

Das Textbuch, das dargeboten war, zeigte leider verschiedene Abweichungen der Darstellung von ihm, unter denen manche auf ein unvollkommenes Einstudiren zurückgehen mochten (beispielsweise wurde S. 12 statt „Blutig“, „fast leblos“, gesungen: „Sterbend, fast leblos“). Ueberhaupt war ein knappes Zurechtkommen der Ausführung zu merken und bei der in jenem Theater herrschenden Hitze der Reueinstudirungen auch nicht anders zu erwarten; besonders im ersten Akt konnte das Hängen der Blicke der Darsteller am Dirigententisch die Illusion stören. Im ganzen aber dürfen wir wohl den Eifer aller hier Zusammenwirkenden recht hoch ansehen. Auch die Dekorationen und Beleuchtungen trugen nicht wenig zum Gelingen bei; allerdings sollten die Glasmalereien einer Kirche bei Tag nicht von innen heraus leuchtend erscheinen.

Die schauspielerische und gesangliche Gesamtleistung war, schon durch die allgemein herrschende Anmuth, auf einer erfreulichen Höhe. Die maranteste Leistung bot wohl der Gast aus Köln dar, Frä. Sophie David als Madeleine, die Braut des vermeintlichen Prinzen. Das kindliche dieser Rolle kam in der Darstellung so natürlich heraus, wie es nicht eben häufig ist; auch die Gesangskunst des Gastes war, wenngleich nicht ebenso hervorragend, doch recht anerkennenswerth. Die Rolle der anderen Braut, Marie, war bei Frau Burrian-Jelinek zwar auch in guten Händen, litt aber, mochte dies nun auf eine tiefere Naturanlage ihrer Stimme oder auf ein unzureichendes Einstudiren zurückgehen, unter einigen Härten und Detonationen. Der Prinz selber, eine Altpartie, wurde von Frä. Johanna Brackenhammer mit der entsprechenden Förschheit dargestellt. Unter den Herren hatte Hans Patel als Pater Freau eine besonders gewichtige Rolle und führte sie trefflich durch. Herr Max Salzberg als Schulmeister Lenoix trug schon durch seine geschickte Maske und Haltung und durch seine Würde als Anführer der verschiedenen Aufzüge zu einem wirksamen Ensemble bei. Die Rollen der beiden Liebhaber und des Vaters wie Vormundes der beiden Bräute kommen über den operettenhaften Typus solcher Figuren so wenig hinaus, daß ihren Trägern, den Herren Julius Gribb, Oskar Braun und Hermann Steffens nicht viel Gelegenheit zu individuellerer Kunst blieb.

Auch den Chören und sonstigen Theilnehmern kam der freische Zug des Ganzen soweit zu statten, daß wenigstens solche Unbeholfenheiten, wie wir sie auf dieser Bühne kennen, nicht zu spüren waren. Daß schließlich das Gesamtniveau der Darstellung noch um manche Stabe höher gehalten werden könnte und mühte, wenn die Kunstform der heiteren Oper fortschreiten soll, sei deswegen noch eigens bemerkt, weil ja hier zu solchen Fortsetzungen wirklich einige Gelegenheit geboten ist. —

Völkerrunde.

t. Wie die Annamiten ihre Zähne färben. Wie für unser Empfinden ein glänzendes Weiß der Zähne ein schöner und erfreulicher Anblick ist, so ist die Naturfarbe des Gebisses für viele Völker ein Gräuel. Es scheint uns unbegreiflich, wie sie vollkommen

schwarze Zähne für das Schönheitsideal erklären können. Man hat die schwarze Färbung der Zähne bei verschiedenen Naturvölkern der Bewohnheit des Betel-Krautes zugeschrieben, aber der Saft der Betel-Nuß, die gewöhnlich mit etwas Kalk und Blättern von Betel-Pfeffer vermischt wird, färbt nur den Speichel roth, greift aber die Zähne nicht an; er verleiht ihnen höchstens eine schwache Färbung. Eine Aufklärung über die Entstehung wirklich glänzend schwarzer Gebisse gab Langlois in der letzten Sitzung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft. Er sprach darüber, daß die Bewohner von Annam ihre Zähne geradezu lackiren. Dazu wird ein graues Pulver, ähnlich unserer Zahnpulvern, benutzt und eine Flüssigkeit von violett-schwarzer Farbe, deren Zusammensetzung noch unbekannt ist. Vor Beginn der Operation werden die Zähne sorgfältig gereinigt, sie werden mit einem Stück Holzohle gerieben, das in ein Stück Leinen eingewickelt ist, dann mit Korallenstaub, der alle festen Theilchen von ihnen entfernt, und schließlich mit einem Stück Zitronenschale. Ist auf diese Weise die Reinigung gründlich vollzogen, so wird die schwarze Masse in einer dicken Schicht auf ein Bananenblatt gestrichen und über die beiden Zahnreihen hinübergelagert, so daß sie dieselben vollständig bedeckt. Dies geschieht stets um 7 Uhr abends, und um 11 Uhr wird das Blatt erneuert, während der Mann oder die Frau, die ihre Eitelkeit auf solche Weise zu befriedigen wünschen, die ganze Zeit über den Mund halb offen halten müssen, ohne zu essen und zu trinken. So geht es drei Nächte lang fort. Am vierten Tage kommt das graue Pulver zur Verwendung, und am zehnten Tage ist die „schwarze Email“ über den Zähnen fertig. Man kann diese künstliche Masse wirklich in ihrem Glanz und ihrer Härte mit Email vergleichen, und sie bildet jedenfalls einen vollkommenen Schutz für die Zähne. Langlois hält es sogar für möglich, daß das Fehlen von Zahnschmerzen bei den Annamiten dieser Behandlung der Zähne zuzuschreiben ist. —

Symoristisches.

— Resignirt. . . . Bei Ihrem Husten, Herr Förster, sollten Sie kein Bier trinken, keinen Wein, noch weniger einen Schnaps, auch das Rauchen unterlassen!“

„Also meinen Sie, Herr Doktor: ich soll blos noch husten?“ —

— Detonomisch. (Aus einem Bauerntheater.) Ein Schauspieler tritt in einem bereits öfter durchgefallenen Stücke auf und hält eben einen Niesenmonolog. — Man pfeift, wirft Klisse, Kepsel, Eier — alles umsonst, er spricht und spielt ruhig weiter. Als ihn aber endlich ein verzweifelter Zuschauer mit einem Stiefel bombardirt, will er zurücktreten. „Weiter spielen!“ ruft der Direktor, bis der zweite Stiefel kommt!“ —

— Ruysanwendung. Wauer (auf dem Felde zu seinen beiden Ochsen): „Wenn i nur g'rad' noch wüß', was mir mei' Alte g'sagt hat, wie i' neulich so an Wodsbrausch g'habt hab', nacha wollt' i' s'ent' scho' sag'n, was ös für dumme, boshafte und faule Viecher seids!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In der nächsten Zeit soll Brockhaus' Lexikon in einer neuen Ausgabe, und zwar alle 17 Bände an einem Tage, erscheinen. —

— Auf der Straße Graudenz-Marienburg in der Nähe von Rehhof ein Fuhrwerk von einem Güterzuge überfahren. Der Führer des Wagens wurde getödtet. —

— Eine Händlersfrau in Königshütte (Ober-Schl.) ließ ein altes Arbeitspferd, um sich in den Besitz der Versicherungssumme zu setzen, verhungern. Sie gab dem Thiere, obwohl es tüchtig arbeiten mußte, keine Nahrung, und jagte es nachts aus dem Stalle. Dieser Tage wurde es im Straßengraben todt aufgefunden. —

— Aus einer Mittheilung der österreichischen Hutfabrikanten geht hervor, daß die Hasen- und Kaninchenfelle 75 bis 100 Prozent im Preise gestiegen sind. Dem entsprechend sollen die Preise für Filzhüte aller Qualitäten erhöht werden. —

— Eine große Feuersbrunst zerstörte einen Theil der Baumwollspinnerei in Nabelsburg bei Wien. —

— In der Bucht von Muggia wurde, wie über Trieste gemeldet wird, von einem Fischerboote ein riesiger Mondfisch von drei Metern Durchmesser und mehr als vier Zentnern Gewicht gefangen. Der Fisch wurde vom Triester Naturalien-Museum erworben. —

— In Losing (Ungarn) lauerte ein gefürchteter Raubschütze einem Tischlermeister nachts auf und ermordete ihn. —

— Ein heftiger Wirbelsturm hat in Calafell (Spanien) enormen Schaden angerichtet. Mehrere Gebäude sind beschädigt und zahlreiche Fischerbarcken zerstört. 15 Personen sind verletzt. —

— In Japan stieg die Zahl der Elementarschüler von 1 100 000 im Jahre 1873 auf 2 500 000 im Jahre 1896, die Zahl der Schülerinnen im gleichen Zeitraum von 300 000 auf über 1 Million. —